



NINA HEICK

GESCHICHTEN, WIE SIE DAS LEBEN SCHREIBT

KURZGESCHICHTEN

Nina Heick

Geschichten, wie sie das Leben schreibt

Kurzgeschichten

Kapitel 1: Über die Liebe

Meine Lehrerin Frau Langner

Ich bin Gunnar, gerade noch sechzehn Jahre alt und aus Hannover. Ich besuche die Oberstufe des Gymnasiums; komme aus einer wohlhabenden Familie. In meiner Freizeit treibe ich viel Sport – spiele Fußball und Hockey, und treffe mich heimlich mit Simone. Simone ist seit zwei Jahren meine Lehrerin in Deutsch und Englisch und inzwischen meine feste Partnerin. Sie ist sechsunddreißig, blond, schlank und hochgewachsen. Sie hat wunderhübsche, große blaugraue Augen, ein strahlendes Lächeln mit weißen Zähnen, eine niedliche Himmelfahrtsnase und ein kleines Schmetterlingstattoo auf der rechten Schulter. Ihre zarte Haut ist übersät mit kleinen Leberflecken und Muttermalen. Ich liebe die Grübchen auf ihrem Hintern und an den Oberschenkeln; ich amüsiere mich über ihre zwei viel zu groß geratenen und krummen Zehen, und ich schmelze unter ihren Küssen – die Lippen so weich wie ein Pfirsich.

Im Unterricht zwinkere ich ihr zu – dann läuft ihr Gesicht rot an; kurz darauf bestraft sie mich mit einem bösen Blick. Ich beobachte sie, wenn sie in ihrem engen Rock und auf den Hackenschuhen durch die Gänge stolziert – den Po wippend, die Hüften schwingend. Ihre Stimme ist so lieblich wie Vogelgesang, ihre Berührungen sind so sanft wie Seide, und ihr Körpergeruch duftet nach Sonne, nach Frühling, nach Blumen.

Alles begann mit privaten Nachhilfestunden in Englisch. Ihre Schönheit ist mir sofort aufgefallen. Sie ermahnte mich oft, weil ich mich nicht auf das eigentliche Thema konzentrieren konnte. Sie wirkte verunsichert, wenn ich dasaß – das Kinn auf die Hände gestützt – und sie die ganze Stunde über betrachtete, ohne zuzuhören. Ich achtete nicht auf das, was sie sagte, sondern darauf, wie sie es sagte.

Eines Tages streifte ich ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Sie lächelte verlegen, und vermied es, mir in die Augen zu sehen.

Ein anderes Mal führte ich meinen Zeigefinger über ihre vollen Lippen. Sie erschrak, sprang vom Stuhl auf, und befahl mir, ihre Wohnung zu verlassen.

Ich schrieb Liebesbriefe und Gedichte, die ich ihr in den Briefkasten schob; ich verschickte üppige Blumensträuße und Geschenke. Aber sie bedankte sich nicht. Stattdessen durfte ich nicht mehr zur Nachhilfe kommen.

Es dauerte drei Monate, ehe ich jenes Abends überraschend vor ihrer Haustür stand. „Gunnar, was machst du hier? Ich habe dir doch gesagt, dass du mich nicht mehr besuchen kannst!“

„Ich bin aber auf Ihre Nachhilfe angewiesen, Frau Langner.“

„Dann musst du dir eben eine andere ...“

Bevor sie aussprechen konnte, nahm ich ihr Gesicht in meine Hände und küsste sie.

Plötzlich knallte es – meine Backe brannte. Sie war sichtlich selbst entsetzt über diesen Ausrutscher und entschuldigte sich. Ich küsste sie erneut, ihre Knie sanken in sich zusammen. Wild riss ich ihr die Klamotten vom Leib und trug sie ins Schlafzimmer auf ihr Bett. Sie stöhnte und zitterte, während ich ihren Hals leckte – hinunter zu ihren festen Brüsten, zu ihren spitzen Nippeln, zu ihrem flachen Bauch, zu ihrem feuchten, süß

schmeckenden Schritt. Ich streichelte ihre rasierten Achseln, ihr helles Schamhaar, ihre prallen Schenkel und zog meine Kleidung aus.

Vorsichtig drang ich in sie ein – erst langsam, dann schneller stieß ich meinen Schaft gegen ihren Schambereich. Ihre scharfen Fingernägel krallten sich in meinen Rücken, sie schrie fast – lustvoll, zutiefst erregt ...

Meine Zunge glitt über ihr Dekolleté – mit den winzigen Schweißperlen darauf, die im Kerzenschein glitzerten.

Ich blieb über Nacht und schaute am folgenden Morgen zu, wie lieblich sie schlief – wie ein Embryo in sich zusammengerollt. Als sie aufwachte, zuckte sie. Durchdringend blickte sie mich an – ihre Pupillen waren riesig. In ernstem Ton gab sie mir zu verstehen, dass ich das, was gewesen sei, auf der Stelle vergessen müsse. Es würde nicht wieder vorkommen, damit hätte ich mich abzufinden.

Wir frühstückten noch gemeinsam, dann gingen wir getrennt zur Schule.

Simone ignorierte mich. Wochenlang. Irgendwann stand ich wieder vor ihrer Haustür und schüttelte sie: „Was tust du mir an, Simone?! Ich liebe dich, ich möchte mit dir zusammen sein! Kapiertst du das? Warum quälst du mich, sprichst kein Wort mit mir und lässt mich eiskalt abblitzen, wenn ich mit dir reden will!?“

Für einen kurzen Augenblick sah sie traurig aus. Dann machte sie sich gerade (sie ist wenige Zentimeter größer als ich) und antwortete gefasst: „Weil es unmöglich ist, Gunnar. Ich würde meinen Job aufs Spiel setzen – das kann ich nicht zulassen.“

„Liebst du mich denn nicht?“, fragte ich. Sie schwieg und senkte den Kopf. Ich hob ihr Kinn, sodass sie mir direkt in die Augen sah und fragte erneut: „Liebst du mich denn nicht?“

„Das spielt keine Rolle. Es funktioniert einfach nicht. Schluss, aus! Geh!“

Ich wurde wütend. Mit Gewalt drückte ich sie an die Wand, presste meine Lippen hart auf ihre, schob den Rock nach oben und meine Hose nach unten, und fickte sie – beinahe brutal. Anschließend ließ ich außer Atem von ihr und rannte beschämt nach Hause.

Von dem Zeitpunkt an wehrte sie sich nicht mehr gegen ihre Gefühle, gegen die Vernunft, gegen das Verbotene. Ihr schien ebenfalls klar zu werden, dass es uns beiden das Herz zerreißen würde, wenn wir unsere Liebe nicht lebten.

Unsere Affäre blieb jedoch ein Geheimnis – genau wie unsere Bindung, die sie nach vierzehn Monaten gewährte.

Wir verbrachten und verbringen die schönsten Stunden miteinander, die ich mir vorstellen kann. Wir gehen in besten Restaurants essen, bestellen Pizza nach Hause oder kochen gemeinsam; lassen Schaumbäder ein, bis die Finger schrumpelig werden; machen kuschelige DVD-Abende – eingehüllt in Wolldecken vorm Kamin; fahren an die Ostsee und spazieren barfuß im Sand, bis die Sonne untergeht; lesen einander aus englischen Romanen vor, und besuchen Kunstaussstellungen, Theaterstücke, Museen und Musicals.

Simone ist die Frau meines Lebens, mit ihr möchte ich alt werden.

Drei Jahre sind nun vergangen. Ich habe mein Abitur bestanden und angefangen, Sportwissenschaften zu studieren.

Die Beziehung zwischen Simone und mir hielt vier Jahre. Kurz vor meinen Prüfungen fand sie strikt ihr abruptes Ende. Unser Geheimnis war aufgefliegen; Simone musste die Schule wechseln und in eine andere Stadt ziehen. Seitdem ist der Kontakt abgebrochen. Ich weiß nicht, wo sie lebt. Sie hat sich nicht einmal von mir verabschiedet.

Als meine Eltern von uns erfuhren, wollten sie partout nichts mehr mit mir zu tun

haben. Sie überließen mir ein finanzielles Vorüberbe – somit konnte ich mir eine eigene Wohnung zulegen.

Simone liebe ich noch immer. Ich kann sie einfach nicht vergessen; für mich gibt es keine Andere. Ich werde sie suchen und finden und ihr einen Heiratsantrag machen.

Almost Lover

Wer hat sie nicht gehabt die Gigolos, die einem die Sinne und endlos viele Schlafstunden rauben. Bela war einer von ihnen. Von wegen: *Mach dir bloß keine Hoffnung, ich bin nicht zu haben!* Und weil ich wie die meisten Frauen glaubte, vielleicht doch den Weg in sein inneres Gefühlsleben zu finden, zerpfückte ich alle Optionen, die meine Chancen hätten erhöhen können. Nichts reichte, denn Bela gehörte niemandem. Er gehörte nur sich selbst. Man durfte ihn betrachten, begehren. Eine Nacht oder mehr. Aber lieben? Eine Grenzüberschreitung, die mit äußerstem Rückzug in die Schranken gewiesen werden musste. Er kam und ging.

Jedes Wochenende das gleiche Spiel. Jeden Samstag im selben Club. Manchmal endete der Abend dort, wenn zum Beispiel eine andere Dame seine Aufmerksamkeit eroberte. Ich entsinne mich, dass er mir bereits vor unserem Kennenlernen aufgefallen war. Belas Art und Weise, sich im Rhythmus zu bewegen, faszinierte mich. Er stieß aus der Masse hervor. Er lebte die Musik und die Musik in ihm. Sie verwandelte seinen großen, athletischen Körper in Lieder aus Bildern. Mit einem Sexappeal, wie Elvis ihn hatte. In Wellen gingen Belas Glieder ineinander über. Fordernd kreisten seine Hüften. Ein Porträtgemälde aus Takt und Erotik.

Eines Nachts setzte er sich neben mich auf den Barhocker, um mir ins Ohr zu säuseln, dass der Groove einer Femme fatale (ich trug ein langes, enges Kleid mit tiefem Ausschnitt; die dunklen, langen Haare offen; die Lippen weinrot geschminkt) schön zu betrachten sei. Er habe mich nicht zum ersten Mal im Visier. *Um mich zu vögeln, solltest du dir schon etwas Gescheiteres einfallen lassen!*, dachte ich belustigt, bis meine Blicke seinen begegneten, sodass mir der Atem versagte. Ich kann mir gut vorstellen, dass mir die Kinnlade herunterhing, als ich wie hypnotisiert in diese grünen Augen mit dem Tupfer Haselnussbraun glotzte. Er passte genau in mein Beuteschema und sollte meinen Typ Mann noch lange beeinflussen.

Bela faszinierte mit Unantastbarkeit und Sinn für lyrische Sprache, eine dichterische und philosophische Ausdrucksweise. Eine unwahrscheinliche Begabung, den anderen aufzusaugen und dabei selbst rätselhaft zu bleiben. Dieser unbewusste Charme – listig und authentisch zugleich. Wie ein Fuchs, der erst gezähmt werden musste.

Das Vorspiel zwischen uns begann meistens auf der Tanzfläche. Wie ein zarter Wind wog er um mich herum, ohne mich zu berühren. Gleitend geradezu. Ich konnte seine Nähe nur erahnen, wenn sein heißer Atem meinen Nacken kitzelte oder wenn ich den süßen Geruch seines Schweißes inhalierte, bis er endlich Gnade walten ließ, mich nicht länger auf die Folter spannte und meine Gier befriedigte, seinen Körper von hinten an meinen presste, die Hände auf meine Hüfte legte und mich im gleichen Kreisen seiner führte.

Die ersten Male Sex stellten sich als bittersüße Enttäuschung heraus. Ich lag unbefriedigt und ignoriert neben ihm im Dunkeln. Diese Nächte über blieb ich wach, da ich ohnehin zu aufgewühlt war, um einschlafen zu können, und lauschte der Band Schiller, die mich bis heute mit ihm verbindet.

Zu einem Date „außer der Reihe“ holte Bela mich auf seinem Motorrad von daheim ab, um mit mir an den See zu fahren. Während ich dieses unglaubliche Freiheitsgefühl – zu fliegen wie ein Vogel, das Vibrieren der Maschine unter mir und dem lauten Gesang des Motors lauschend – genoss, ruhte seine Linke auf meinem Schenkel. Ein Augenblick, der nicht schöner hätte sein können.

Im Grünen nebeneinanderliegend – er auf dem Bauch, sodass ich minutenlang seine Sommersprossen überdeckte, muskulöse Schulterpartie betrachten konnte; sein nackter Sprung ins Wasser und Schiller ... immer wieder Schiller.

Ich erinnere mich noch an den ersten Abend, an dem es anders war als bisher. Näher. Ich kam gerade braun gebrannt aus meinem Sommerurlaub zurück und schrieb Bela eine SMS: *„Hätte ich etwas zu verlieren, wenn ich dich nach einer Verabredung fragen würde?“*

Er antwortete: *„Ja und hoffentlich immer. Denn nur wer wagt, der ... Layla, lass uns suchen und finden. Du reizt meine Lust auf ein Treffen.“*

Am Bahnhof wartete ich und wusste vor Nervosität nicht, wie ich mich positionieren sollte. Eine rauchen? Keine rauchen? Und dann erblickte ich ihn. Sein Gang ... meine Knie wurden weich. Er kam mir lächelnd entgegen, wir umarmten uns und er hielt inne, mich von oben bis unten betrachtend. „Dreh dich mal!“, sagte er. Während ich es tat, raunte er: „Woow! Du siehst umwerfend aus.“

Auf dem Weg zur Bar schlendernd ließ er mich nicht aus den Augen. Immer wieder grinste er und biss sich auf die Unterlippe.

Nachdem wir angekommen waren und Platz genommen hatten, bestellte er aus Ritual schon mal zwei Tequila Gold und schilderte mir, wie fast jedes Mal, wenn wir uns sahen, seine Beobachtung über den Tequila, den ich auf einer gemeinsamen Party so herrlich runtergespült hätte.

„Layla schlendert an die Bar, bestellt einen Tequila, reicht dem Keeper das Geld ...“
Sowie er erzählte, nahm er zugleich das Glas und machte es vor: „... schluckt, knallt das Glas auf den Tisch – *bäm!* –, saugt die Orange aus, noch bevor sie überhaupt das Geld zurückhat, perplex gaffender Barmann, Layla zur Tanzfläche – drückt sich durch die Menge, als würde sie Eis durchbrechen.“ Dieses Glitzern und die Begeisterung in seinen Augen dabei ...

Caipis folgten. Im weiteren Verlauf unterhielten wir uns über alles Mögliche.

Unspektakuläres, aber auch Tiefergreifendes. Unter anderem kamen wir auf meine Kindheit und meinen Vater zu sprechen. Bela wirkte berührt. Er setzte sich neben mich und hielt mich einfach nur fest. Dann sagte er: „Weißt du, was ich so toll finde, Layla? Dass dir das Lachen immer noch erhalten geblieben ist. Du hättest eigentlich allen Grund dazu, mies gestimmt zu sein. Aber dann wärst du ja wie dein Vater, und wir wissen beide, wie unschön es ist, so zu enden und nichts dazuzulernen.“ Bei seiner Ergänzung erschreckte ich mich. „Ich habe den Eindruck, du suchst dir immer Menschen aus, die schwer zu erreichen sind. Weil du von deinem Vater keine Liebe erfahren hast, richtest du dich auf Leute aus, deren Liebe du dir erst erkämpfen musst. Oder du übernimmst die Rolle eines wünschenswerten Elternteils und versuchst, es besser zu machen als er. Dann investierst du ganz besonders viel Gefühl ...“

Ich war ertappt worden und beinahe beleidigt darüber. Ob er sich dabei miteinschloss?

Nochmals zwei Tequila, die wir auf meine Art leerten. Es amüsierte mich, dass es ihn so beeindruckt hatte, dass er es immerzu wiederholen musste.

Ich streckte mich auf der Bank aus – mein Kopf auf seinen Oberschenkeln liegend, und schloss die Augen. Er streifte meine Haare aus dem Gesicht. Ich konnte spüren, wie er mich ansah. Seine plötzliche Zärtlichkeit erstaunte mich. Seine Finger zogen meine Züge nach, streichelten meinen Nacken, meine Arme, meine Hüften. Das hatte er noch nie getan. Das war ein Moment, in dem ich nichts dachte. Mich einfach nur still in mich hinein freute.

„Layla, ich möchte nicht, dass dieser Abend zu Ende geht. Lass uns noch zu mir gehen. Nebeneinander liegen, einfach nur kuscheln.“

Ich liebte seine WG. Ich wusste nicht, welche Dinge ihm oder seinem Mitbewohner gehörten, aber jedes Stück erzählte eine Geschichte, eine Erinnerung an ein Ereignis. Individuell, verwohnt, gemütlich, persönlich. Wir rauchten noch eine Weile in der Küche. Auch hier lag ich auf der Bank und starrte an die Wände voll mit Fotos, voll mit Belas Leben. Ich konnte mich nicht sattsehen. Ich war selig. Dazu fiel mir eine Situation ein. Ich erzählte Bela von einer ehemaligen Schulkameradin. So ein Hippiemädel mit Dreads. Bei ihm würde ich mich genauso wohl und beheimatet fühlen wie bei ihr damals. Ich könne grad ich selbst sein, mich fallen lassen. Fühle mich irgendwie willkommen, beheimatet. Das Flair, die Räumlichkeit, der ungezwungene Austausch, der Reiz. Das erinnere mich daran, wie ich mit Inka auf Bodenkissen gesessen und am Joint gezogen hätte. Ausgelassen, locker, voll entspannt.

Bela ging ins Bad und kam mit einer zweiten Zahnbürste zurück. Er sagte mal, dass es eine von ihm sei. Und dann fragte ich mich immer, welche von seinen Geliebten sie ebenfalls benutzte. Ich störte mich nicht an der Hygiene, das nicht. Mich störte aber der Gedanke daran, dass er wohlmöglich alle Frauen gleichbehandelte. Dass ich nur eine von vielen war. Und jede bekam ein und dieselbe Zahnbürste.

Wir gingen in sein Zimmer. Ich durfte mir eines von seinen Shirts aussuchen. Er zündete ein Teelicht an und machte das Licht aus. Leise erfüllte „Leben“ den Raum. „Leben“, ein Album von Schiller. Dann legte er sich neben mich. Ich bemerkte, dass er unauffällig an meinem Arm roch. Ich hatte sein Deo benutzt und wollte gerade zur Rechtfertigung ansetzen: „Äh, ich hab ...!“, ehe er mich unterbrach: „Du hast gar nichts außer Recht mit dem, was du eben gesagt hast. Fühl dich wie zu Hause, wenn du hier bist. Du kannst alles machen!“

„Okay ...“, sagte ich und zog mir das Oberteil aus. „... ich schlaf gern nackt!“

Daraufhin machte er es mir nach, pustete die Kerze aus und schmiegte seinen Körper an meinen, bevor er auf mir war und ich unter ihm bebte vor Erregung. Mit den Lippen wanderten wir über das Gesicht des anderen, über die Münder, über die Wangen, den Hals entlang. Flüchtend und vermeidend, uns zu küssen, bis wir es beide nicht mehr aushielten und uns innig verbanden. Meine und seine Hände waren überall, es fühlte sich wie Liebe an. Und mir ging nur eines durch den Kopf: *Ja, ich hab ihn! Wenigstens heute.* Und er verwöhnte mich. Während wir einander streichelnd in die Dunkelheit hinein redeten, erwähnte er ganz nebensächlich, dass er kürzlich mit einer seiner Damen zusammen war.

Fassungslos hörte ich ihm zu und fing prompt zu flennen an. Er verstand gar nicht, was los war. Ich versuchte, ihn aufzuklären, dass er mir gesagt hätte, er wäre nicht bereit, eine Bindung einzugehen. Dabei führte er sehr wohl Beziehungen, nur halt nicht mit mir. „Ich mag dich wirklich, Layla. Und es ist nicht meine Absicht, dir wehzutun. Du bist eine ganz besondere Persönlichkeit. Gleichsam macht mir deine Sensibilität manchmal Angst.“

Ich konnte mich vor Schluchzen und Scham gar nicht mehr einkriegen. Ich kam mir um meine Gefühle für ihn entblößt vor und wimmerte: „Jetzt bin ich ein offenes Buch, und du bist immer noch verschlossen!“

„Oh Layla, das wurde mir schon so oft gesagt. Aber weißt du, ich habe auch meine Leichen im Keller. Wenn ich dir davon erzähle, darf ich dann auch mal weinen?“

Neugierig und gleichzeitig angepisst darüber, dass er sich offenbar in seiner Herzensbrechermasche suhlte, nickte ich.

„Ich bin dreimal zurück in meine Heimat Berlin geflüchtet. Das war richtig und wichtig zu jener Zeit. Nun aber habe ich Frieden gefunden mit Hamburg, denn meine Erfahrung ist: Egal, wo du hingehst, du nimmst dich immer mit. Es gibt keinen Ort mit leichteren Aufgaben und Problemen. Nur die Farbe ist jedes Mal eine andere. So bleibe ich, der Wolf, meiner Herde erhalten. Ich mache gerade einen ganz anderen Umzug durch. Dieser liegt im emotionalen Spektrum. Nun ist die Zeit gekommen, in der ich nicht mehr nur an mich denken kann. Ich habe einen siebenjährigen Anker, dessen Kapitän ich im Alter von dreiunddreißig bin.

Sarah und ich stehen bereits seit einer geraumen Weile in einem Verhältnis, das sich nicht positiv betiteln lässt. Sechs Jahre war sie meine Partnerin. Eine Zeit, von der man durchaus von Liebe sprechen kann. In der Höhen und Tiefen durchlebt wurden und aus der uns am Ende nur noch Hass füreinander und unser gemeinsamer Sohn geblieben sind. Ich habe mir auch mal eine Familie gewünscht und vom Heiraten geträumt. Von einer glücklichen Beziehung. Wie jedem bekannt ist, verlaufen die Dinge manchmal anders, als sie sollen. Und so ereignete es sich, dass wir uns trennten und es immer wieder miteinander versuchten. Ich liebe sie noch immer. Wir können wohl nicht mit und nicht ohne einander. Und ich weiß, dass ich einen großen Teil dazu beigetragen habe.

Vor Sarah hat es nur eine Freundin gegeben. Mit der bin ich drei Jahre zusammen gewesen. Ich habe nicht die Möglichkeit gehabt, weil ja auch meine Träume andere waren, mich auszutoben. Durch Menschen und Zweisamkeiten etwas über mich selbst zu lernen, mich zu erfassen. Der traurige Moment kam, der erste Tag, an dem ich Sarah betrog. Aus einem Mal wurden mehr. So viele, dass ich irgendwann den Überblick verlor. Und natürlich musste auch der Zeitpunkt eintreten, an dem Sarah davon erfuhr und mich verließ. Ich habe diesen Verlust nicht verkraftet, sie mit allen Mitteln versucht, zurückzugewinnen. Mit leeren Versprechungen auf Treue, mit Blumen, Geschenken, Annäherungen. Ohne den Schmerz verarbeitet zu haben, aber im guten Glauben, kehrte sie letztendlich doch zu mir zurück, hinterging mich aber genauso. Aus Rache? Ich konnte es verstehen, und dennoch war mein Ego gekränkt, sodass ich mich nicht an meine Abmachung hielt. Ich nahm die Rolle des Arschlochs an und begann, mich damit wohlfühlen. Ich bin hungrig, jedoch nicht jagend und reißend. Unerreichbarkeit kann einen Menschen interessant machen für andere.

Die Beziehung zu Sarah brach endgültig auseinander. Dass unsere letzte Nacht ein Kind bedeuten könnte, war mir nicht klar. Als ich von ihrer Schwangerschaft erfuhr (sie freute sich so wahnsinnig), überfiel mich eine solche Wut – ich fühlte mich um meine Freiheit beraubt, sodass ich den Kontakt zu ihr völlig unterband und flüchtete.

Ich führte meine Affären fort, aber wenn ich allein war und niemanden hatte, der meine Sehnsucht nach Nähe stillen konnte, nahm die Einsamkeit Besitz von mir. Dann wurde mir bewusst, was für ein Feigling ich war. Monat für Monat stieg mein schlechtes Gewissen an, und letztlich dauerte es zwei Jahre, ehe ich mich den Tatsachen stellte und mich zu meinem Sohn bekannte. Zwei Jahre, die ich sein Aufwachsen schon verpasst hatte. Sarah, inzwischen einen neuen Mann ihrer Seite, liebte mich noch immer, das spürte ich. Und jedes Mal, wenn sie mich mit einer Frau sah, musste ich mir dumme

Sprüche und Vorwürfe reinziehen. Sie sollte sich aus meinem Leben raushalten. Es ging sie nichts mehr an. In mir wuchs zunehmend die Furcht vor Bindung, die Angst vor zusätzlichen Schwierigkeiten. Und immer, wenn ich es dann doch wage, mich in eine Beziehung zu stürzen, bereue ich es sogleich wieder. Das kann und möchte ich dir nicht antun.“

Ich verstand ihn zwar, dennoch war mir unbegreiflich, wie man sein Kind hatte so lange verleugnen können, ebenso wenig verstand ich, dass man nicht ordentlich verhütete, wenn man eh kein Kind haben wollen. Das brachte mich um den Verstand und ließ eine unermessliche Wut in mir aufsteigen. Ich brüllte ihn an, er solle es gefälligst unterlassen, mich mit seinem Bullshit dichtzulabern und Mitleid von mir zu erwarten, und packte unter Tränen meine Sachen.

„Du musst nicht bleiben, wenn du nicht willst“, sagte er.

„Genau, darum geh ich jetzt auch!“, keifte ich zurück. Er schien überrumpelt und rief ständig meinen Namen. Versuchte, mich zur Vernunft und zum Bleiben zu bequatschen. Ich jedoch kleidete mich so schnell an, wie ich nur konnte.

„Layla, komm, dann lass uns wenigstens ein Taxi teilen. Ich möchte nicht, dass du so durch die Straßen irrst. Du frierst. Hier, nimm meine Jacke.“

Ich tickte förmlich aus und schrie: „Ich will deine Scheißjacke nicht und mir ist auch nicht kalt! Und selbst wenn, dann friere ich lieber, als deinen Krempel anzuziehen! Ich will alleine sein. Ich brauch’ kein Taxi!“

„Du kannst sie im Club abgeben!“

Ich lehnte ab und brauste durch die Tür an ihm vorbei.

Ich hoffte, er würde mir hinterhergelaufen oder mit dem Motorrad nachgefahren kommen. Aber nichts dergleichen tat er. Und ich rannte. Der Schmerz saß so tief, dass ich glaubte, ich würde die Kraft zum Weiterleben verlieren. Es war so unerträglich, dass ich eine Sekunde lang überlegte, mich vor eine Bahn zu schmeißen, um erlöst zu sein. Es folgten unzählige Partynächte, die heulend in der Kälte vorm Club sitzend oder schluchzend in der Bahn Richtung Heimat endeten.

Es folgten Partner, an die ich mich band, um Bela eifersüchtig zu machen, für die ich nichts als verächtliche, arrogante Blicke kassierte. Er wusste genau, wie er mich um den Finger wickelte. Eine Nachricht voller Zuckerzeilen, seine raue Stimme in der Leitung ... Für ihn verließ und betrog ich.

Es brauchte drei Jahre, ehe er ebenfalls eine tiefere Zuneigung für mich entwickelte. Er lernte meine und ich seine Liebsten kennen. Wir wurden Kumpane, die sich über die Partner hinweg heimliche Blicke zuwarfen, ab und an miteinander schliefen oder unsere Sorgen in die Arme des anderen weinten. Er gewährte mir immer mehr Einlass in seine Seele. Sogar seinen Sohn lernte ich kennen. Ein außerordentlich hübscher Knabe.

Zu gern hätte auch ich ein Kind von Bela gehabt.

Sein Verdienst als Krankenpfleger reichte vorne und hinten nicht. Er erzählte mir von seiner Familie, unter anderem von seinem Bruder, unter dessen Bevorzugung er stets gelitten und sich somit seinen Eltern zu beweisen versucht hätte.

Außerdem schätzte ich seine skandalöse Frechheit, die ich wohl kaum jemand anderem erlaubte, wie mir beim Pinkeln durchs Toilettenfenster zuzugucken.

Ich erinnere mich an eine Situation auf dem Damenklo im Club – wir wollten uns bald auf den Weg in seine Wohnung machen. Vorher musste ich meinen „Saft“ checken und griff mir mit zwei Fingern zwischen die Beine. Als ich gerade dabei war, diese abzulecken, hörte ich Belas raunende Stimme sagen: „Layla, du Sau!“, während er mich, über die Kabinentrennwand geklettert, grinsend von oben betrachtete.

Obwohl er mich manchmal immer noch heftig knallte – je nach Verfassung seines Geistes, stand auch für ihn nicht mehr nur der Sex im Mittelpunkt. Im Wesentlichen nahm die Zärtlichkeit zu.

Manchmal klingelte er nach Feierabend an meiner Haustür und blieb. Einmal fotografierte ich ihn ganz spontan nach dem Aufwachen neben mir. Am liebsten hätte ich meine Butze mit seinen Bildern volltapeziert oder Bela eingefroren, um ihn einfach nur ansehen zu können – wann immer ich es wollte.

Wenn unsere Leben uns wieder einmal auf eine harte Probe stellten, diente das Gedicht Stufen von Hermann Hesse als Kompass, niemals aufzugeben. Zu meinem einundzwanzigsten Geburtstag schrieb er dieses mit ein paar Extrazeilen per Hand auf ein Blatt Papier, zusammengerollt und an einem kleinen Rucksack für die Lasten des Alltags befestigt, der nun auf meiner Kommode liegt.

Liebes Geburtstagskind, liebe Layla!

Bleib, wie du bist, denn so bist du richtig – immer ein bisschen anders. Mit Ernst, mit Spiel, mit heiterem Lachen. We are smoker, wir are joker, we are the midnighntalker.

Dein Bela

Bela war da, wann immer ich ihn brauchte. Es dauerte eine Weile, bis er so weit war, aber die Zeit, in der ich mich auf ihn verlassen konnte, kam.

Auf einer Partynacht, die ich nüchtern zu feiern vorgehabt hatte, da ich am Folgetag zur Uni musste, ließ ich mich von einem Unbekannten auf eine Cola, die ohne mein Wissen mit K.O.-Tropfen gemischt worden war, einladen. Mehrere Stunden Blackout. Zum Glück bin ich mit ein paar blauen Flecken davongekommen. Bela arbeitete. Ich hatte ihn offensichtlich angerufen, ohne mich daran erinnern zu können. Er bestellte mir sofort ein Taxi, das mich bei seiner besten Freundin ablieferte.

In mehrere Decken eingewickelt, schüttelte ich zitternd meinen Entzug ab. Nach Dienstende wurde ich von ihm abgeholt und zu sich genommen. Seine rührende Besorgnis machte mich higher als das Liquid Ecstasy.

Bei meinem Umzug fielen meiner Mutter glattweg die Augen aus dem Kopf bei diesem knapp 1,90 m hochgewachsenen Typen mit dem locker gebundenen, rotblonden Pferdeschwanz unter dem breiten Stirnband, der Silberringe im Ohr, Stulpen um die breiten Handgelenke, der leichten Wickelhose am knackigen Po fest zugeknötet, dem schwarzen, weit aufgeknöpften Hemd, sodass die kerlig behaarte Männerbrust zum Vorschein blitzte – mit dicken Lederbändern darüber ...

„Der sieht aber gut aus, meine Güte!“, zwitscherte Mama in höchsten Tönen, während Bela und der Rest meiner Leute Kartons und Möbelstücke schleppten.

Es folgte der Höhepunkt und gleichzeitig das Ende der Affäre mit Bela. Eine Nacht, in der ich all das bekam, worauf ich immer gehofft hatte. Natürlich liebte ich ihn auf eine besondere Weise, aber nicht mehr so, als dass ich ihn zu besitzen brauchte. Er muss es gespürt haben, denn er riss sich fast ein Bein aus, um mich zu seinem zu machen.

Männer und ihr Jagdinstinkt ...

Wenn es am schönsten ist, soll man gehen. Und das tat ich. Mit einer süßen Erinnerung, die ewig in mir weiterlebt.

Meine kleine Zauberflöte

Meine kleine Zauberflöte. Ich schreibe dir, um dir zu sagen, dass ich dich liebe, und weil ich bald sterben werde. Meine Knochen machen nicht mehr so mit, wie ich es gern hätte, und die Gebrechlichkeit plagt mich zunehmend. Du weißt, dass ich keine Frau gewesen bin, die jemals jammerte, aber langsam werden die Schmerzen unerträglich. Ich denke, dass es in Ordnung ist, dass ich im Alter von dreiundneunzig gehe. Aber nicht, ohne mich von dir zu verabschieden.

Schade, dass du nie den Hörer abnimmst, wenn ich versuche, dich telefonisch zu erreichen. Bist du denn immer noch sauer auf mich? Sechs Jahre sind vergangen, seit ich dich das letzte Mal sah. Was ist aus dir geworden? Sind deine Träume in Erfüllung gegangen? Hast du deine Ausbildung zur Reportagefotografin abgeschlossen? Bist du immer noch mit Martin zusammen, habt ihr inzwischen geheiratet und Kinder bekommen?

Ich denke sehr oft an dich. Du fehlst mir. Ich konnte nie so richtig verstehen, warum du einfach abgehauen bist. Natürlich war es mir nachvollziehbar, dass du in die große weite Welt hinauswolltest. Die beruflichen Chancen sind in New York sicherlich besser als in Deutschland. Trotzdem war ich häufig sehr traurig darüber, dass wir uns einst im Streit trennten.

Du bist schon immer ein sehr eigenwilliges Mädchen gewesen – stets mit dem Kopf durch die Wand. Ich gebe zu, dass es dir schwergefallen sein muss, ohne Mutter groß zu werden. Es tut mir leid, dass ich dir nie etwas von ihr erzählte. Ich litt selbst stark unter ihrem Verlust – du magst es mir wohl kaum abnehmen, da ich mich stets davor hütete, dir in deiner Gegenwart meine Gefühle zu zeigen. Aber Tanja war mein größtes Glück auf Erden, bis sie dir dein Leben schenkte und dafür auf ihr eigenes verzichtete. Du hattest von Geburt an eine unheilbare Blutskrankheit. Sie bewilligte die Transfusion, um dich gesund zu machen und schlief einfach ein, ohne wieder aufzuwachen.

Tanja war wunderschön – du siehst ihr wie aus dem Gesicht geschnitten ähnlich. Die roten Haare, die blasser Haut, die blauen Augen, die vielen Sommersprossen ... Sie war sozial sehr engagiert und ging ihrem Beruf gewissenhaft und voller Hingabe nach. Sie arbeitete als Kindergärtnerin, und sogar ihre Freizeit opferte sie, um sich ehrenamtlich für zerrüttete Familien einzusetzen. Ihre fleißige Ertüchtigung – oft über ihre Grenzen hinaus – fand ich äußerst bemerkenswert.

Unzählige Nächte weinte ich, als sie fort war. Aber für dich gab ich mein Bestes, stark zu bleiben.

Immerhin zog ich dich vernünftig auf – vielleicht ein wenig zu streng. Ich war sehr bedacht darauf, dir ein gutes Allgemeinwissen zu vermitteln, dir Ehrgeiz und Biss anzueignen. Es hat dir sicherlich nicht geschadet, denn ohne mein Zutun hättest du vielleicht nicht die Möglichkeiten gehabt, die dir nun gegeben sind.

Eigentlich finde ich, dass wir schöne Zeiten miteinander verbrachten, auch wenn sie selten reibungslos verliefen. Du halfst mir beim Töpfern, ich las dir aus unterschiedlichen Büchern vor – deine Lieblingsgeschichte war die des kleinen Prinzen, jeden Donnerstag besuchten wir gemeinsam den Markt, ich lehrte dich das Nähen, das Häkeln, das Stricken, das Sticken, das Kochen, das Backen und das Gärtnern. Du besaßest eine eigene rote Rose, Erinnerst du dich?

Abends puzzelten wir oder spielten Kniffel. Du gewannst grundsätzlich. Eine plietsche Deern warst du! Genau wie deine Mutter.

Erst in der Pubertät wurdest du zunehmend schwieriger. Dir war aufgefallen, dass du anders als die anderen Mädchen aus deiner Klasse aufwuchsest – eben ohne Eltern. Du stelltest zahlreiche Fragen, die ich dir nicht beantwortete; du rebellierst und schriest oft

durch das ganze Haus. Manchmal kassiertest du dafür eine Backpfeife, dann warst du besonders böse und sprachst tagelang kein Wort mehr mit mir.

Als du zu trinken und zu qualmen anfingst, versohlte ich dir regelmäßig den Hintern. Ich konnte nicht zulassen, dass du deinen zarten Körper zerstörtest – ich hatte Angst um dich. Wahrscheinlich vergraulte ich dich mit meiner übertriebenen Fürsorge, aber ich meinte es gut. Wirklich nur gut. Dein Vater starb nämlich früh an einem Herzinfarkt (du warst erst ein Jahr alt) – er hatte viel geraucht. Ich wollte nicht, dass dich das gleiche Schicksal treffen würde. Viel kann ich dir nicht über ihn berichten. Ich bin von Anfang an gegen diese Beziehung gewesen, weil er „nur“ ein Bauarbeiter war, und ich mir für deine Mutter einen Mann gewünscht hatte, der vernünftig Geld nach Hause brachte, um euch zwei ernähren zu können. Ich habe ihn daher nur kurz kennengelernt, als du nach Tanjas Tod zu ihm kamst. Ich glaube, dass er schrecklich unter diesem gelitten hatte – vielleicht versagte sein Herz unter anderem deshalb.

Ich weiß, dass ich viele Fehler machte und dich bekümmerte. Dennoch hoffe ich, dass du mir eines Tages verzeihen wirst. Ich wünsche dir, dass du zufrieden bist und deinen Weg gehst – so wie du es für richtig hältst. „Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“

Dich umarmt und küsst deine Oma.

Kapitel 2: Schicksalsschläge

Ich vermisse euch

Ich heiße Inga und bin fünfundvierzig Jahre alt. Ich lebe in einem kleinen Bauernhaus im ländlichen Thüringen. In der Vergangenheit arbeitete ich als Floristin, aber das kann ich nun nicht mehr. Seitdem ich meine Familie verloren habe, leide ich unter heftigen Depressionen und Angstzuständen. Ich habe mich in eine leere Hülle verwandelt, die funktional existiert, aber emotional eigentlich vollkommen abgestumpft ist. Meine Seele ist von mir gegangen, als mich auch die Seelen meines Mannes und meiner zwei Söhne verließen. Sie starben vor drei Jahren an einem schweren Autounfall. Klaus wollte mit Max und Moritz in den Thüringer Wald zum Skilaufen fahren – es sollte ein reiner Männerurlaub werden, der tragisch ausging.

Klaus hatte mich noch angerufen, weil ihm eingefallen war, dass er vergessen hatte, Max' Moonboots einzupacken. Ich fragte, ob ich ihm nachgefahren kommen und sie bringen sollte – da hörte ich bereits das Quietschen der Reifen. Meine Kinder brüllten zweimal „Papa, Papa!“; und dann der dumpfe, laute Aufprall, der meine Ohren betäubte.

Verzweifelt kreischte ich: „Klaus, was ist passiert? Seid ihr in Ordnung? Geht es euch gut?“ – ohne Antwort. Ich rief sofort den Notarzt, sprang in mein Auto und fuhr mit 130 km/h die Strecke, der mein Mann gefolgt sein musste.

Der Rettungsdienst war bereits vor Ort – der kleine Moritz wurde künstlich beatmet; die toten, blassen Leiber der anderen zwei wurden mit Tüchern zugedeckt, die sich sogleich dunkelrot verfärbten. Ich stand unter Schock, konnte weder weinen noch schreien.

Einer der Sanitäter legte mir eine Aluminiumdecke um meinen zitternden Körper, während ich wie gebannt dabei zusah, wie meine Familie in den Intensivtransportwagen verfrachtet wurde. Ich durfte mich neben sie setzen und Moritz' Hand halten. Ich sprach ihm Mut machende Worte zu, streichelte sein wuschiges braunes Haar und küsste ihn auf die Wange. Sein Gesicht war blutüberströmt, seine Haut ganz kalt. Ich weiß nicht, ob er mich hören konnte – er war bewusstlos.

Die Zeit zerrann so schnell. Zu schnell, als dass ich verstand, was da wirklich vor sich ging ... Diese Hektik um mich herum ... Die Stimmen und das Poltern schienen meilenweit weg zu sein, es fühlte sich an wie ein Traum. Wie ein schrecklicher Albtraum

...

Moritz kam in die Notaufnahme und wurde sofort operiert. Aber diese Operation überlebte er nicht. Ich brach in den Armen des Chefarztes zusammen und erlitt einen schweren Nervenzusammenbruch. Im Nullkommanichts waren mein ganzes Dasein und das, was meinem Leben einen Sinn gegeben hatte – den eigentlich einzigen Sinn, ausgelöscht.

Diesen unerträglichen Verlustschmerz kann man nicht ansatzweise beschreiben. Er zerreißt einem das Herz, schneidet all die Eingeweide raus, würgt die Kehle, bis man glaubt, ersticken zu müssen.

Nach diesem schrecklichen Ereignis war ich zwei Monate lang in einer Klinik und musste einen Helfer beauftragen, sich um mein Vieh zu kümmern. Seither werde ich regelmäßig von einer Therapeutin begleitet und unterstützt.

Den Kontakt zu meinem Freundeskreis habe ich abgebrochen. Ich möchte nicht auch

noch mit ihnen über das sprechen, was passiert ist. Die Qual ist auch so schon kaum aushaltbar, daher ziehe ich mich bewusst in Einsamkeit zurück, um nachzudenken und zu verarbeiten.

Die Zimmer meiner Kinder habe ich seit ihrem Tod nicht mehr angerührt. Die Betten sind ordentlich gefaltet – wie am letzten Tag.

Ich kann mich nach wie vor nicht daran gewöhnen, allein zu schlafen. Klaus fehlt mir – seine Stimme, seine Nähe, seine Berührungen, seine starken Schultern, an die ich mich anlehnen konnte. Wir führten eine sehr glückliche Ehe. Wir stritten nie, wir waren uns in jeglicher Hinsicht ähnlich. Er liebte unsere Söhne. Sie waren klug und witzig, immer offen für einen kleinen Streich. Sie brachten Sonne ins Dunkel; sie lachten, wenn es allen Grund dazu gab, traurig zu sein. Zum Beispiel damals, als erst mein Vater und kurz darauf meine Mutter verstarb. Meine kreativen Jungs ließen sich ulkigste Geschichten einfallen, nur um mich wieder fröhlich zu stimmen. Sie zeichneten Bilder, in denen Oma und Opa oben im Himmel auf einer Zuckerwattewolke saßen – immer noch verliebt ineinander und zahnlos strahlend.

Ich schlage häufig die Fotoalben auf, und erinnere mich an Klaus' und mein Kennenlernen, als ich gerade erst neunzehn geworden war; an die frühe Geburt, an unsere Blitzhochzeit in Italien, an die Einschulung und das Aufwachsen unserer Zwillinge, an die wochenlangen Ferien und an die zahlreichen, wunderschönen gemeinsamen Stunden.

Obwohl wir wenig Geld zur Verfügung hatten (mein Mann war Gärtner und Bauer und das Haus erbte ich von meinen Eltern), waren wir wunschlos zufrieden.

Inzwischen reiße ich das Unkraut selbst aus der Erde und pflanze Birnen-, Apfel- und Kirschbäume, Rosen, Alpenveilchen, Dahlien, Gerbera, Gladiolen, Hortensien, Narzissen, Tulpen usw.; miste die Ställe aus, melke Milch und hacke Holz für die kalten Wintermonate.

Die körperliche Ertüchtigung und das Arbeiten an der frischen Luft tun mir gut. Ich habe mir eine grauweiße Perserkatze geholt. Sie heißt Camilla und ist extrem eigenwillig, etepetete und manchmal etwas zickig. Trotzdem ist sie mein Schatz, mein Diamant. Ein hübsches Tier mit weichem Fell, in das ich häufig mein Gesicht vergraben mag ...

Außerdem schreibe und male ich. Ich habe mir ein eigenes Atelier eingerichtet und meine ersten Kunstwerke verkauft. Vielleicht werde ich sie in Zukunft ausstellen.

Das Einzige, was ich noch nicht auf die Reihe kriege, sind meine Einkäufe. Im Supermarkt überfällt mich eine ganz plötzliche Panik – ein Gefühl von Ohnmacht; ich fange dann heftig zu schwitzen und zu hyperventilieren an, mir wird ganz schwindelig, und ich muss auf dem schnellsten Wege die Flucht ergreifen. Daher habe ich Kartoffeln, Tomaten, Möhren, Paprika, Salate, Kürbisse und Kohl angebaut.

Unser Pferd verkaufte ich, um an Geld zu kommen. Aber meine Kuh, die Hühner und die Schweine durften bleiben. Wenn uns noch etwas zu Essen fehlt, bestelle ich die Lebensmittel, die wir brauchen, und lasse sie mir nach Hause kommen.

Heute ist Vollmond. Das macht mich immer ein wenig sentimental. Ich finde, dass er so traurig schaut. Meine Kinder pflegten früher zu sagen: „Egal, wo wir sind, Mama, blicke hoch zum Mond und du wirst wissen, dass wir da sind; dass wir Ein und Dasselbe sehen werden.“ Mit einer Träne im Auge betrachte ich den goldenen Schein und flüstere: „Ich vermisse euch, meine süßen Rabauken.“ Hell erleuchtet seine Mimik, ein breites Grinsen auf den Lippen: „Wir dich auch, Mutti.“

Meine Zeit als Soldat

Mein Name ist Pavel Lanski. Ich habe eine Lehre zum KFZ-Mechaniker abgeschlossen und nach meinem 21. Lebensjahr die Grundausbildung bei der Bundeswehr in der Feldwebel-Lilienthal-Kaserne (Delmenhorst) begonnen.

Zu den Disziplinen, die ich erlernte, gehörten unter anderem das astreine Aufräumen des Spindes, das perfekte Zusammenlegen der Kleidungsstücke und die picobello gefaltete Bettwäsche. Wer diese Aufgaben nicht akkurat erfüllte, musste damit rechnen, dass der ganze Schrank ausgeräumt oder die Matratze zu Boden geschleudert wurde. Jeder Morgen bedeutete Stress und Hektik: Schnell duschen, anziehen, das zugeteilte Revier säubern, das Bett machen.

Pünktlich um 5.30 Uhr hatte man im Flur anzutreten – der komplette Zug aus ca. dreißig Soldaten. Einzeln kontrollierten die Ausbilder, ob die Uniformen ordentlich saßen und ob die Stiefel geputzt glänzten.

Nach Ansage der Tagesplanung wurde das Marschieren im Gleichschritt geübt. Der erste Weg führte zur Kantine. Manchmal standen wir eine knappe halbe Stunde Schlange, ehe wir unser Frühstück bekamen und hatten maximal zehn Minuten Zeit, unsere Brötchen zu schmieren, zu belegen und zu verschlingen. Sobald ein Ausbilder aufstand, musste die Mahlzeit unterbrochen und eingestellt werden, bevor es hinaus aufs Feld ging.

Die Grundausbildung dauerte zwei Monate inklusive der zweiwöchigen Spezialausbildung. Diese beinhalteten den Physical Fitness Test (mindestens zwanzig Liegestütze in einer Minute, Rumpfbeuge, Klimmzüge, Neunmeterlauf, Zwölfminutenlauf – Zweikilometerstrecke), den Umgang mit dem eigenen Gewehr G36 wie auch mit anderen Waffen und das Werfen von Granaten, Wachestehen, Biwak (sechsenddreißig Stunden im Wald) – Zeltaufschlagen, Holzhacken, Feuerstelle anzünden, das Vertrautmachen mit dem Verpflegungspaket (Einmannpackung: EPA), das In-Stellung-Gehen, das Spielen von Angriffssituationen, das Robben durch Schlamm und Dreck, die Orientierung nach Kompass, Karte und vorgegebenen Koordinaten usw. Häufig war ich so erschöpft und übermüdet, dass ich glaubte, Gespenster zu sehen. Ich erinnere mich noch an meinen ersten Dreißigkilometermarsch mit Gepäck, nach dem ich mir schmerzerfüllt die Stiefel auszog, weil ich meine Hacken blutig gelaufen hatte. Die Socken waren rot durchtränkt, meine Beine wie gelähmt.

Ich ließ mich zur Unteroffizierslaufbahn weiter verpflichten, für die ich einen psychologischen Eignungstest bestehen musste. Danach leitete ich Gruppen, was mir sehr schwerfiel, weil ich mich mit meinen Kameraden angefreundet hatte. Wir waren ein starkes Team, das jederzeit zusammenhielt.

Nach der Grundausbildung wurden wir in unsere jeweiligen Berufsqualifikationen eingeteilt. Ich kam in die Instandsetzung und Reparatur von Kettenfahrzeugen (Panzer, Waffenträger, Raketenwerfer und -transporter etc.).

Ein paar Monate später besuchte ich die Unteroffiziersschule in der Heide, lernte die Grundkenntnisse eines Soldatenausbilders und erreichte einen höheren Dienstgrad. Ich war total stolz auf meine Schulterklappen.

Es vergingen drei Jahre, nach denen ich mich langsam entscheiden musste, ob ich mich zu weiteren vier Jahren verpflichten oder aussteigen wollte. Ich entschied mich zu bleiben, um bei dem ersten Einsatz im Kosovo dabei sein zu können.

Zur Schutzmaßnahme absolvierte ich vorher die ABC-Ausbildung in Bayern, in der man darauf gedrillt wurde, sich gegen Angreifer zu wehren.

Straßensperren mussten aufgehoben werden; man simulierte Schockzustände, angeschossene Kameraden, Häuserstürmen, in Deckung gehen, Funkansagen, Kämpfe, das Aufspüren und Eliminieren von Gegnern, die Versorgung von Verletzten.

Die härteste Prüfung war die Geiselnahme. Wir fuhren im Konvoi (Panzer vor und hinter unseren Bussen) und wurden mitten auf halber Strecke angegriffen. Überall auf den Hügeln zielten bewaffnete Maskierte auf uns. Wir hatten keine Chance und mussten anhalten. Unsere Busse wurden gestürmt, wir wurden bedroht. Nacheinander nahmen sie uns die Gewehre ab, verbanden uns die Augen und fesselten unsere Hände hinter dem Rücken.

In Autos wurden wir entführt – man sah nichts, man hörte nur. Brüllen, Schubsen, Schläge. Vermutlich in einen Keller verfrachtet, auf Knien hockend, wurde man durch Lärm malträtirt; psychischer Stress wurde provoziert.

Unsere Chefs wurden offenbar aus dem Raum gezerrt und verhört. Für einen Augenblick herrschte Stille. Ich flüsterte meinem Kameraden zu: „Wo sind wir hier?“

Plötzlich knallte die Tür auf und jemand trat mir heftig in die Seite und sagte „You are a strong guy! Do twenty pushups and say: I respect you!“

Ich gehorchte und machte zwanzig Liegestütze, während ich bei jedem Hochkommen zunehmend lauter schrie: „I respect you, I respect you!“

Nach zwei Stunden – einer gefühlten Ewigkeit – folgte endlich das langersehnte Übungsende. Wir waren alle total verstört, man musste uns aufhelfen, weil wir kaum stehen konnten – so taub waren die Knie.

Im November 2004 wurden meine Kameraden und ich zu unserem ersten Einsatz zum Kosovo gerufen. In einer „Transall“ – einem von Propellerturbinen angetriebenen Transportflugzeug – flogen wir von Hannover nach Mazedonien und von dort weiter im Buskonvoi zu unserem Lager.

Die Fahrt bewegte mich sehr. Trotz der schönen Landschaft war die Republik übersät mit Müll; da standen leere, zerbombte Häuser ohne Fenster und Schrottautos; und auf den Straßen lagen tote Tiere; streunende Hunde liefen heimatlos durch die Gassen.

An unserem Stützpunkt angekommen, lösten wir wöchentlich Soldaten ab und gingen unterschiedlichen Aufgaben nach (ich arbeitete in einer Werkstatt). Bis uns eigene Container zugeteilt wurden, mussten wir in einer Turnhalle mit hundertachtzig aufgeschlagenen Betten schlafen.

Das Wetter schlug heftig um – den einen Tag strahlte die Sonne bei 20 Grad Celsius, die Nacht darauf sanken die Temperaturen auf Minus 20. Drei Monate lang lag 70 cm hoher Schnee.

Wir durften keine Zivilkleidung tragen, sondern ausschließlich die Uniform.

Vierundzwanzig Stunden trugen wir unsere Waffen am Körper.

Eines Morgens ging der Alarm los – es wurde auf unser Lager geschossen. Hierauf hatte ein Kamerad einen Warnschuss abgegeben. Wir gingen sofort in Alarmbereitschaft, aber weil es ruhig blieb, gab man Entwarnung. Mein Kollege musste tausende von Papieren unterschreiben und sich für sein Verhalten rechtfertigen. Bei einem Warnschuss ist äußerste Vorsicht geboten – man steht immer mit einem Bein im Knast.

Ich erklärte mich bereit, zu Fuß mit in die kleine Stadt Prizren zu ziehen. In unmittelbarer Nähe unseres Standortes ging überraschend eine Autobombe hoch.

Betroffen waren ein amerikanischer Polizeiwagen und dessen Fahrer. Er schrie am Spieß, sein Gesicht war zur Hälfte blutüberströmt, zur anderen verkohlt; das Auge hing noch an einem Nervenstrang aus der Höhle. Grausam. Auf der Straße lagen zerrissene Autoteile, Menschen mit gebrochenen, verdrehten Beinen, einzeln verstreute Gliedmaßen, Köpfe und Torsos; es roch nach Feuer, gegrilltem Fleisch und Exkrementen. Per Funk riefen wir den Rettungsdienst und beruhigten, versorgten und trösteten verletzte Überlebende. Es war das reinste Chaos.

Am Folgetag (bei unerträglicher Sommerhitze) wachte ich von einem stechend beißenden Verwesungsgestank auf. Ich konnte gar nicht einatmen, so widerlich roch das. Ich blinzelte mit den Augen in die Dunkelheit hinein und erkannte meinen Zimmergenossen im Dämmerlicht – erschossen. Vor dem Frühstück verkündete unser Spieß der Kompanie die tragische Nachricht seines Freitodes.

Die restlichen Jahre meiner Bundzeit trat ich nicht zu weiteren Einsätzen an. Und nach Ende dieser brach ich in den Armen meines Vaters zusammen und heulte wie ein kleines Kind.

Kapitel 3: Sich selbst anerkennen lernen

Man pubertiert

Als Jugendlicher hat man es wirklich nicht leicht im Leben. Ich schließe mich da mit ein. Aber wer hat auch gesagt, dass das Leben einfach sein würde? Wahrscheinlich wird es zunehmend komplizierter ...

Wenn unsere Eltern meinen, dass wir schimpfen würden, oft zickig oder schlecht gelaunt seien, uns könne es doch gut gehen, bla, bla, bla ... Sie stehen völlig im Unrecht! Denn wir haben es viel schwerer, als sie und andere es sich vorstellen können. Ich bin zwar kein Junge und kann daher nicht beurteilen, wie es denen geht, aber ich bin davon überzeugt, dass wir Mädchen uns viel mehr Gedanken machen müssen als sie.

Bei der körperlichen Fortpflanzung hört der ganze Spaß der Pubertät nämlich auf. Wie zum Beispiel, wenn der Busen zu wachsen anfängt – das tut er bei mir. Und zwar nur auf einer Seite bisher.

Meinen ersten BH stopfe ich daher mit Strümpfen aus. Wirkt symmetrischer.

Meine Mutter beäugt mich täglich im Badezimmer, um mir meine dicken, weißen Eiterpickel auszudrücken. Aua. Danach klatscht sie mir 'ne fette, klebrige Quarkmasse aufs Gesicht und Gurken auf die Augen. Die sind ziemlich kalt und feucht. Fünfzehn Minuten lang liege ich steif auf'm Sofa, bis die Maske getrocknet ist und darauf wartet, abgepult zu werden.

Ich habe meine Tage bekommen. In der Unterrichtsstunde ... Heißt: meine Jeans war pitschnass und rot. Beim zweiten Mal war ich dann vorbereitet und backte mir eine dicke Slipeinlage in die Buchse. Die war allerdings so dick, dass sie sich durch meine enge Stoffhose zeichnete. Außerdem juckte sie erbärmlich. Das sah vielleicht aus ... Die anderen müssen gedacht haben, ich hätte Mumuläuse oder so. Nun gut, ich wurde schlauer, ließ die enge Stoffhose im Schrank und wechselte zur Baggy Pants. Nachteil daran: Hinterlistig machte sich die Slipeinlage auf den Weg nach unten, bis sie mein Bein erreichte. Da klebte sie nun – leider an der falschen Stelle.

Ich war mit meiner besten Freundin in den Ferien auf'm Ponyhof. Ich weiß zwar nicht, was sie in meinen Sachen suchte, aber ungünstigerweise kam sie mir mit meinen benutzten Binden entgegen, die ich, weil es mir peinlich war, nicht im Mülleimer, sondern in meinem Rucksack verstaut hatte. Tja, nun weiß der ganze Ponyhof, dass Kati schon ihre Blutung hat. Bin ich mit zwölf Jahren frühreif? Wie auch immer – ich stieg auf Tampons um. Beim Baden im Schwimmbad hatte ich mir gleich zwei davon reingesteckt. Lieber auf Nummer sichergehen, dachte ich. Unglücklicherweise bekam ich die kaum mehr raus. So wurschtelte ich tief in meiner kleinen Vagina, presste, als würde ich Zwillinge gebären, und suchte vergeblich nach den Fäden. Nach einer Dreiviertelstunde hatte ich sie dann endlich.

So ein süßer Junge aus der Schule fragte mich letztens nach einem Feuerzeug. Ich griff blind in meine Jacke und holte leider einen von diesen Regelstöpseln raus. Bei dem kann ich wohl nicht mehr landen ...

Jungs werden übrigens zunehmend Thema. Man hat versaute Träume (von den Backstreet Boys, Take That, Tokio Hotel usw.) – hab vierundfünfzig Poster von denen an

meinen Wänden hängen; man fragt sich, wie sich wohl das erste Mal anfühlen mag – das soll ja unglaublich schmerzhaft sein; man geiert den Oberstufnern hinterher und wechselt kleine Liebesbriefe oder beauftragt die Freundin, den Favoriten auszuspionieren, auf'n Geburtstag einzuladen etc.

Meistens kassiert man jedoch Abfahren, angewiderte Blicke oder garstiges Gelächter. Entweder wird sich nicht für das weibliche Geschlecht oder für einen selbst interessiert oder die anderen Mädchen sind schlichtweg spannender.

Manchmal beobachte ich die Halbstarkencliquen. Die rauchen heimlich, saufen und reichen untereinander Magazine namens „Playboy“ rum. Da sind nackte Frauen mit weit geöffneten, wulstigen Lippen und prallen Möpsen drauf.

Neulich verließ einer von denen die Männertoilette mit einem Lineal. Komisch. Was wollte der denn auf'm Klo ausmessen?

Na, jedenfalls zieh ich mir inzwischen hübsche Kleider an und schmier mir Lidschatten oder Glitzer unter die Augenbrauen. Vielleicht steigert das ja meinen Marktwert.

Die Tipps hole ich mir aus den Zeitschriften „BRAVO Girl“ und „BRAVO“. Aber nicht nur Mode, Trends und Starklatsch finde cool; da stehen auch wertvolle Sextipps und Anmachsprüche drin. Besonders Dr. Sommer ist hilfreich, wenn es um Beziehungsfragen geht. Einen Freund hatte ich zwar schon, aber der war voll doof. Der hat meine eine Brust immer geknetet, als würde er Hefeteig formen. Und dabei wurde sein Pimmel in der Hose ganz groß. Außergewöhnlich. Voll der Abturner, eh. Genau wie seine Spuckeküsse.

Meine beste Freundin trägt neuerdings diese Stringtangas. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das bequem ist – so ein Strich in der Ritze.

Papa hat mir ein Handy gekauft. Und einen eigenen Computer hab ich jetzt auch. An dem sitze ich häufig bis nachts, wenn meine Eltern schlafen. Ich chatte auf Knuddels.de und hab ein paar niedliche Typen kennengelernt. Die meisten kommen aber aus Sachsen, Meckpomm, Bayern oder Köln. Das ist mir zu weit weg.

Die Internet- und Telefonrechnungen sind ganz schön hoch geworden. Mama und Papa meckern immer und wollen wissen, wie die entstanden sind. Ich lüg natürlich und behaupte, dass ich gar nicht diejenige gewesen sein könne, die um 3 Uhr am PC gesessen hätte. Ich müsste doch zur Schule ...

Bin froh, dass Papa bis abends arbeitet – der kriegt nicht mal die Hälfte mit.

Aber auch Mutti soll so einiges nicht erfahren. Dafür ist mein Tagebuch da. Das stehen Einträge drin wie: „Ich hab am Bier genippt. Bitter, schaumig, ekelig.“; „Mama will nicht, dass ich die Haare unter meinen Achseln und an den Beinen wegmache. Ich rasier mich trotzdem und hab dank der Rasur einen riesigen Schnitt in der Wade.“; „Mein Meerschweinchen Lulu ist nicht am Herzinfarkt gestorben, sondern darum, weil ich es eine Woche lang verplante, sie zu füttern.“; „Wenn Mutti einkaufen geht, ziehe ich mir ihre Reizwäsche und ihre Pumps an und mach Modenschau vorm Spiegel.“; „Meine beste Freundin und ich rubbeln uns aneinander. Zuletzt hatte sie jedoch einen Ausschlag im Intimbereich, seitdem möchte ich nicht mehr mit ihr rubbeln.“; „Ich nehme meine Furze auf dem Diktiergerät auf!“, „Papa hat immer noch nicht bemerkt, dass die Decke unseres Mercedes' voll mit Popeln beschmiert ist. Außerdem habe ich Pornofilme in seinem Bürozimmer gefunden.“; „Die Stöhnereien meiner Eltern sind weniger geworden. Ich schätze, bei denen läuft's nicht mehr so prall.“; „Ich hab die Plastiknase meines Plüschbärs an meinem Schritt gerieben und bekam nen Orgasmus. Mein ganzer Körper hat gekribbelt – wie elektrisch.“; „Damit mein Bruder und seine Kumpels mich nicht weiterärgern, musste ich erlauben, dass er meine Mumu lecken darf. Wenn wir in der

Wanne schwimmen, hat er stets eine Taucherbrille auf.“; „Ich hab mir von meinem Taschengeld Kondome gekauft, mir über den Schädel gezogen, sie aufgepustet und Bilder davon gemacht. Die Fotos verstecke ich in meiner Secret-Schublade.“; „Ich sezieren die Frösche und Fische aus unserem Teich, weil ich wissen will, wie sie von innen aussehen.“; „Wenn ich zu faul bin, aufs Klo zu gehen, scheiße ich in einen Eimer. Die Kacke bewahre ich auf, bis sie hart oder schimmelig wird. Dann kratz ich ein bisschen davon ab und begutachte sie unter meinem Mikroskop.“ Oder: „Mutti hat mir damals eine 100-Euro Puppe geschenkt. Bis heute tappt sie im Dunkeln, wo diese geblieben ist. Aus gutem Grund: Ich hab ihr Kopf und Arme abgeschnitten.“
Ich sagte doch, wir Jugendlichen haben es alles andere als leicht im Leben ... Gedanken über Gedanken. Wir sind dabei, zu entdecken, wollen alles wissen und ultraschnell erwachsen werden.

Mein Körper, mein Feind

Ich stehe vorm Spiegel und schaue in ein trauriges Gesicht – unfrohlich, nachdenklich, ernst, während ich mir meine langen roten Haare kämme und mir die kleinen Kletten ausreiße. Heute sind meine grünen Augen dunkler als sonst. Fast schwarz. Und wässrig. Unter ihnen zeichnen sich harte Schatten ab. Ich schlafe zu wenig. Das grelle Badezimmerlicht lässt keine Makel aus. Ich kratze an einem kleinen Pickel unterm Kinn und beginne, meine Sommersprossen zu zählen. Das wird mir bald lästig, es sind zu viele. Meine Haut ist blass, weiß sogar, nein grau. Ich sehe ungesund aus. Ich berühre meinen kantigen Kiefer, streife mit den dünnen Fingern über meine hohen Wangenknochen, über meine eingefallenen Backen, über meine schmalen, trockenen Lippen. Ich öffne meinen Mund und blicke in einen entzündeten Rachen. Ich habe Halsschmerzen. Meine Zähne sind empfindlicher geworden. Sobald ich kalte Luft einsauge, rinnt mir ein kalter Schauer über den Rücken. So wie wenn jemand mit abgebrochener Kreide quietschend auf einer Tafel schreibt. Ich verzichte darauf, mir die Zähne zu putzen und gehe ins Schlafzimmer. Ich öffne den Kleiderschrank und begutachte mich in dem Ganzkörperspiegel, der an der Innentür hängt. Meine Hände folgen meiner Beobachtung. Sie gleiten über die scharf herausstechenden Schlüsselbeinknochen, über die Rippen, über meinen flachen Bauch. Dort klemme ich den Speck zwischen Daumen und Zeigefinger ein und werde wütend. Ich laufe zurück ins Badezimmer und stelle mich auf die Waage. 40,6 Kilogramm. Ich fühle mich wie ein Loser, denn eigentlich hatte ich vorgehabt, die 40,0 zu erreichen. Ich beiße auf meiner Unterlippe rum, bis sie aufplatzt und blutet, während ich mir einen neuen Ernährungsplan für den heutigen Tag überlege.

Ich gehe zurück zum Ganzkörperspiegel und führe meine Begutachtung fort. Ich kann meine Beckenknochen sehen, das macht mich stolz. Ich drehe mich zur Seite und packe meinen Hintern. Er hängt ein wenig, das ärgert mich. Ich bemerke, dass mein Busen flacher geworden ist und ziehe daraufhin einen BH aus dem Regal. Körbchengröße A passt nicht mehr. Das ist hervorragend. Nun bleiben mir die lästigen Büstenhalter erspart.

Ich suche mir ein Outfit aus und entscheide mich für ein Sportliches: Jeans, Strickpullover, Turnschuhe. Dann packe ich meine Tasche: Zwei Fruchtbonbons, einen Apfel, eine 2Liter Wasserflasche und meine Sedcard. Noch schnell etwas Wimperntusche, Rouge und Gloss, die Haare zu einem Zopf gebunden.

Während der Busfahrt bin ich total aufgeregt.

Als ich das Studio erreiche, drohen meine Beine, in sich einzuknicken. Ich begrüße den Fotografen, stelle mich vor und lass ein paar Schnappschüsse von mir machen. Dann muss ich mich ausziehen. Gespannt stehe ich in Unterwäsche vor ihm und sehe dabei zu, wie er meine Maße nimmt. Der Fotograf umfasst meine Hüfte und meine etwas zu kräftigen Oberschenkel. Danach gibt er kund, dass ich noch zwei Kilo abnehmen müsse, erst dann würden wir ins Geschäft kommen. Für den Laufsteg allerdings sei ich mit 1,77 m zu klein.

Ich bin enttäuscht, sammle meinen Kram zusammen und verabschiede mich.

Auf der Straße wird mir schwindelig. Kreislaufkollaps. Ich lutsche einen von den Fruchtbonbons und nuckel an der Wasserflasche.

Durch Zufall begegne ich einer ehemaligen Klassenkameradin. Ihr fällt auf, dass ich dünner geworden bin. Sie ist erschrocken und entsetzt. Das steigert mein Selbstwertgefühl.

Ich mache mich auf den Weg zur Arbeit und habe überhaupt keine Lust, meine Zeit zu verschwenden, indem ich im Büro sitze und Akten sortiere.

Meine Chefin begrüßt mich erfreut und trägt mir sogleich meine Aufgaben zu. Ich sitze am Schreibtisch und fange zu ordnen an.

Nach einer Weile schaue ich auf die Uhr. Gleich schlägt es 13 – ich darf meinen Apfel essen. Kleine Happse, langsam, fünfzigmal kauen. Der Obstsaft sammelt sich in meinem Mund, die Reststücke spucke ich in den Eimer neben mir.

Jemand klopft, ich bitte ihn herein. Es ist Maximilian. Er fragt mich, ob ich zurechtkomme. Ich laufe rot an und sage Ja, dann verschwindet er wieder. Schade. Er gefällt mir wirklich.

Fast 17.30 Uhr. In wenigen Minuten kann ich Feierabend machen.

Jetzt liege ich auf dem Sofa und schaue Fern. Das Programm langweilt mich, ich habe Hunger. Mein Magen knurrt. Ich halt's nicht aus. Bei REWE sind so viele leckere Sachen. Schokolade, Pizza, Cola, Kuchen, Kekse, Joghurt ... Alles muss in den Einkaufswagen.

An der Kasse schäme ich mich ein wenig. 47,99 Euro. Ich flüchte so schnell, wie ich gekommen bin und stopfe, bis die Bauchdecke spannt. Zwei Stunden lang. Gekrümmt schlepe ich mich zur Toilette, klappe den Deckel hoch, und beuge mich über die Schüssel.

Mit der Zahnbürste kitzel ich meinen Gaumen, bis ich kotzen muss, und bin erleichtert, als ich den Mist los bin.

Ich schrubbe das ganze Badezimmer und bringe die Beweisstücke meiner Fressattacke zum Müll. Danach bin ich so erschöpft, dass ich sogleich einschlafe.

Als es an der Tür klingelt, ist es 7 Uhr morgens. Meine Mutter. Sie schaut mich besorgt an und bricht in Tränen aus, schließt mich in ihre Arme und drückt mich fest an sich. Ich erstarre und höre mir ihre Moralaposteln an, ohne auf diese zu reagieren. Ich müsse in die Klinik oder wenigstens eine Therapie besuchen; ich solle mir meinen Traum, in eine erfolgreiche Modelkarriere einzusteigen, ausschlagen; sie wolle nicht mehr hören, dass ich mich zu dick finde; ob ich denn nicht erkennen würde, wie krank ich sei etc.

Ich sage nichts, bleibe einfach stumm, und meide es, ihr in die Augen zu blicken. Sie fängt zu schreien und mich zu schütteln an. Ich höre sie nicht. Stattdessen gehe ich in die Küche und koche Kaffee. Meine Mutter hört nicht zu heulen auf. Sie sitzt auf dem Bett – ich streichle ihren Kopf und wiege sie wie ein Baby. Sie tut mir irgendwie leid.

Zum Glück muss ich gleich zur Arbeit. Heute stehen Wattebäusche, getränkt in Orangensaft, auf dem Speiseplan. Die machen wenigstens satt. Dann will ich mal los ...

Ich öffne die Augen. Verschwommen ist meine Sicht. Ich höre Piepen, das immer lauter zu werden scheint. Ich brauche lange, bis ich begreife, dass ich im Krankenhaus auf der Intensivstation liege – am Tropf, Schläuche überall. Die Sonne scheint grell ins Fenster hinein und blendet mich. Auf dem Nachttisch stehen bunte Blumen. Und eine Schachtel mit Pralinen.

Ich drehe mich um, weil eine Schwester den Raum betritt. Sie lächelt breit und redet irgendwas. Kurz darauf tritt meine Mutter ein – die Hände über das Gesicht geschlagen, Tränen aus Rührung. Sie kommt sofort auf mich zu und knutscht mich ab. Feuchte Küsse. Ich hätte sechs Tage im Koma gelegen, berichtet sie. Ich verstehe gar nicht, wovon sie spricht.

Nach meinem Aufenthalt, als ich wieder stabil bin, komme ich in die Psychosomatik – auf die Station für Essgestörte. Hier soll ich eine Struktur und einen normalen Ernährungsrhythmus lernen. Diesmal wehre ich mich nicht. Gemeinsam kochen wir, essen alle drei Stunden fünf kleine Mahlzeiten, nehmen an unterschiedlichen Therapien teil: Bewegungstherapie, Verhaltenstherapie und Kunsttherapie.

Drei Monate sind vorüber, ich bin zurück in meiner Wohnung. Die Waage zeigt 49 Kilo, mein Leben ist im Arsch. Von nun an esse ich gar nichts mehr. Ich gehe nicht mehr arbeiten. Wegen der Krankschreibung bin ich gekündigt worden. Ist mir nur recht – so kann ich mich voll und ganz auf mein Gewicht konzentrieren. Meine Lieblingsjeans passt nicht mehr und mein Busen ist auf B gewachsen. Wirklich widerlich. Das bin nicht ich, so will ich nicht sein. Meine Modelkarriere kann ich mir abschminken. Meine Mutter hat mich zusätzlich zu einer Therapeutin geschickt. Ich bin erst einmal dagewesen. Die hat genau so komische Fragen gestellt, wie die in der Klinik. Ich kam mir vor wie im Verhör. Ich brauch so einen Scheiß nicht, ich bin doch nicht psychisch gestört! Die Leute kapieren einfach nicht, dass es um meine Existenz geht. Um meinen Wunsch, mit beiden Beinen auf dem Boden zu stehen. Es gibt nur diesen einen Beruf für mich. Ich will berühmt werden, mein Gesicht auf Zeitschriftencovers und Werbepostern sehen, durch die Welt reisen, eine Menge Geld verdienen und Interviews geben.

Morgen ist mein zweiundzwanzigster Geburtstag. Es hat keinen Sinn, dass meine Mutter mir meinen ehemals geliebten Smartie-Zitronenkuchen backt. Ich werde ihn ohnehin nicht anrühren. Fünf Wochen sind bisher vergangen – endlich habe ich mein Ziel erreicht. Ich wiege nun 38,5 Kilo, habe den Job beim Fotografen und mein erstes Titelbild für die VOGUE. Jetzt bin ich vollkommen und werde ein Star.

Meine Mutter sitzt mir schweigend und schluchzend gegenüber. Wenigstens einen Smartie soll ich essen, aber ich weigere mich. Ich packe meine Geschenke aus: einen Liebesroman, ein paar hübsche Blusen und Tops und eine silberne Kette mit meinem Namen darauf. Lilly. In Schreibschrift. Schön. Ich lege sie um meinen Hals, meine Mutter steht auf und verschließt sie mir. Ich bedanke mich und flehe Mama an, mit dem Wimmern aufzuhören. Sie streichelt mir über den Kopf. Dabei zieht sie versehentlich ein paar Haarbüschel raus. Ich spüre, dass sie mich näher betrachtet. Ihre Hände wandern zu meiner Stirn, zu meinen Geheimratsecken. Erneut fängt sie zu flennen an. Ich bin genervt von ihrer Wehleidigkeit und schlage ihre Hände weg. Dann fällt mein Blick auf den Porzellanteller vor mir. Er ist übersät von roten

Haarsträhnen. Nun muss auch ich weinen.

Dieses Mal erwidere ich die Umarmung meiner Mutter – gemeinsam heulen wir und ich verspreche, von nun an alles besser zu machen. Ich lasse von ihr ab und sinke erschöpft zurück auf meinen Stuhl. Zitternd greife ich das Messer und schneide ein Stück des Kuchens ab. Mama strahlt und schluchzt erneut. Diesmal aus unermesslicher Freude. Sie betet und blickt dabei in den Himmel. Dann sieht sie mir dabei zu, wie ich einen kleinen Kuchenbrocken auf meine Zunge lege. Er schmeckt süß und frisch. Ich habe total vergessen, wie lecker Zuckerguss ist.

Die letzten Worte, die ich höre, sind „Lilly, ich liebe dich“ und falle. Tief und tiefer. Dann tauche ich in einen weißen Tunnel ein – wunderschön. Und warm ...

Über die Autorin

Nina Heick wurde am 20.07.1987 in Hamburg geboren. Sie hat ein Studium für Kommunikationsdesign abgeschlossen und eine Zeit lang frei in diesem wie auch im fotografischen Bereich gearbeitet. Danach absolvierte sie den Bachelor in Sozialpädagogik und ist seitdem in diesem Beruf tätig.

Anfang 2015 veröffentlichte sie als Self-Publisherin die Kurzgeschichtensammlung „Geschichten, wie sie das Leben schreibt“ und den Roman „ZWEI HERZEN – *Wer bin ich? Wer will ich sein?*“.

Impressum

Texte: © Copyright by Nina Heick, nina.heick@gmail.com

Umschlaggestaltung: © Copyright by Nina Heick

Dieses Buch wurde noch nicht lektoriert und soll noch überarbeitet werden.

Veröffentlichung als eBook über den Verlag:

neobooks.com

Neopubli GmbH

Köpenicker Str. 154a

10997 Berlin

eBook ISBN: 978-3-7380-3203-1

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Buches darf in irgendeiner Form ohne Genehmigung des Verlages und der Autorin kopiert werden. Verantwortlich für den Inhalt ist Nina Heick. Das Titelbild zeigt die Schauspielerin Jessica Ohl – aufgenommen und bearbeitet von Nina Heick. Die im Buch enthaltenen Gedichte und Zitate sind bis auf wenige Zeilen von genannten Schriftstellern und Musikern ebenfalls von Nina Heick verfasst worden. Die Personen und Handlungen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Begebenheiten, lebenden oder verstorbenen Personen sind unbeabsichtigt und rein zufällig. Die Kurzgeschichte „Keine Angst vor dem Tod“ wurde durch das Kapitel „Zurückgelassen“ aus Nina Heicks Roman „ZWEI HERZEN – Wer bin ich? Wer will ich sein?“ inspiriert und weiter ausgearbeitet.

Buchvorschau



„ZWEI HERZEN“ beschreibt die innere Zerrissenheit zwischen den Höhen und Tiefen des Lebens einer jungen Frau, die sich mit sich selbst und ihrer komplizierten Vergangenheit auseinandersetzt, um in der Gegenwart klarzukommen. Im Kampf gegen die Depression und Essstörung versucht sie, die Schatten ihrer Kindheit zu verarbeiten und sich den Fragen „*Wer bin ich?*“ und „*Wer will ich sein?*“ zu stellen. Die Suche nach der verlorenen Zeit, in der es an Familienzusammenhalt, Liebe und Anerkennung fehlte, beginnt.

eBook ISBN: 978-3-7380-3202-4

www.ninaheick.de